

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 50.

Sonntag, den 13. Dezember

1914

## Vergolten.

Kriegsskizze von Karl Berger.

(Nachdruck verboten.)

Umsonst ist alles Bitten und Flehen gewesen. Der Wucherer Moritz Silberstein hat kein Herz in der Brust. Am ersten Juli will er

sein Geld haben, oder — — — Ja, was dann, wenn er es nicht bekommt? — Heinrich Hoffmann, der Rechnungsführer vom Schloßgut, weiß wirklich nicht, was dann werden soll. — Ehrlos, dabongejaßt mit Schimpf und Schande. Unmöglich in der Heimat, an der er mit so großer Liebe hängt. Und die armen, armen Eltern, die so stolz sind auf ihren Aeltesten, würden die es überleben? — Ihr Sohn ein Spieler — zweitausend Mark Schulden. — Aber noch lebt ja Onkel Egon, der reiche Hagestolz, der schon so manchem geholfen und von Heinrich, seinem Patenkind, immer sehr viel gehalten hat. Ob der sich nicht auch jetzt erbitten ließe? — Es soll versucht werden. —

Schon ist der Hartbedrängte bei ihm. Kopfschüttelnd hört der alte Herr seine Beichte an, zupft mit nervösen Fingern an der Brille mit den großen, runden, scharfgeschliffenen Gläsern, zerkaßt sich den langen, schneeweißen Bart und will durchaus nichts vom Helfen wissen, schilt den jungen Mann vielmehr einen unverbesserlichen Windbeutel und hält ihm eine fürchterliche Strafpredigt. Aber schließlich wird er doch weich gestimmt und erklärt sich bereit, die Summe von zweitausend Mark gegen einen Schuldschein herzugeben; freilich kann er das nicht schon am ersten Juli, sondern erst am dritten. Bis dahin müsse Silberstein sich eben gedulden. — Der Wucherer wird nicht warten, keinen Tag, das weiß Hoffmann. Doch da kann Rat werden: In der Wirtschaftskasse befinden sich volle viertausend Mark. Der Herr Graf ist in Italien und kommt vor Mitte August nicht zurück. Wenn das Geld also auf drei Tage dem Tresor im Wirtschaftsbureau entnommen würde, so käme das niemals ans Tageslicht. Die Verwaltung der Kasse liegt ja dem Rechnungsführer ob. — Nein, das ist keine Unterschlagung, kein Diebstahl. Bestimmt nicht! — — — Freilich, gern tut man es nicht, aber es muß doch sein. — — —

Am ersten Juli erhält Silberstein sein Geld. — Zweitausend Mark fehlen an der Wirtschaftskasse, und wohl ist Heinrich Hoffmann keineswegs dabei. Wie ein Alpdrück lastet es ihm auf der Seele. Daß doch

nur der Dritte erst da wäre! — — — Es ist am zweiten Juli, abends um 7 Uhr. — Hoffmann hat die großen, blaugebundenen Wirtschaftsbücher beiseite gelegt und will im Schloßparke frische Luft atmen nach des Tages Schwüle. — Da tritt der alte Johann, des Grafen langjähriger Diener, an ihn heran und sagt:

„Wissen Sie es schon? Der Rentner Egon Haase ist nachmittags am Herzschlag gestorben. Er war ja wohl noch weitläufig verwandt mit Ihnen? — Aber — was ist Ihnen?“

Totenbläß wird des Rechnungsführers Gesicht. Die Augen quellen ihm weit aus ihren Höhlen, er taumelt zurück, als habe er einen Hieb ins Gesicht bekommen. — Onkel Egon tot? — Ja, was dann? — Tot — wirklich tot? — Nein, das muß ein Irrtum sein! — — — Und es ist doch bittere Wahrheit. — In Haases Wohnung findet Hoffmann die Bestätigung. Nichten und Nessen — er selber ist kein wirklicher Nefse des Verstorbenen — haben sich im Hause versammelt, tun sehr wehleidig und scheinen doch in Wirklichkeit keineswegs tief erschüttert zu sein: Ihnen fällt ja ein bedeutendes Erbe zu. — Noch hofft er, Onkel Egon möchte irgendeine schriftliche Notiz betreffs der zu verlassenden zweitausend Mark hinterlassen haben. Aber das ist leider nicht der Fall. Und die Erben sind lieblose Leute, die ihm fern stehen. Er darf also auf keine Hilfe rechnen. — Aber was soll denn nur werden? Wie soll er die unterschlagene Summe ersetzen? — Ins Gefängnis wird man ihn stecken. — Und die Schande ertrüge er nimmer. Nein, dann will er viel lieber tot sein. — O, die armen, armen Eltern! — Als müsse er den Verstand verlieren, ist es ihm. In einen fürchterlichen, nachtschwarzen Abgrund schauen seine Augen. Wer borgte ihm im Städtchen zweitausend Mark? — Niemand. — Außer Silberstein gibt es keinen berufsmäßigen Geldverleiher. Und mit dem ist er durch für immer. —

„Eine Kugel in den Kopf; etwas anderes bleibt dir nicht übrig,“ stöhnt der Verzweifelte. „So muß du enden, auf den die Eltern alle ihre Hoffnung gesetzt. Ehrlos — als ein Lump. Und deine Ehre galt dir doch immer als etwas Heiliges. — Was sagte doch dein Hauptmann von Waldenfeld?“

„Der Gefreite Hoffmann ist der tüchtigste Soldat in der Kompanie: weil er am meisten Ehrgefühl besitzt.“

Ja, das sagte er nicht einmal, sondern wohl ein dutzendmal. Ach, die Soldatenzeit! — Vor zwei Jahren wurde Hoffmann zur Reserve entlassen, als Unteroffizier. — Was würde wohl der Hauptmann denken, wenn er erführe, daß sein bester Grenadier ein Spitzbube ge-



Aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier:  
Der Oberkommandierende Erzherzog Friedrich (links)  
mit dem Generalstabchef Conrad von Höbendorf (in der Mitte).

worden sei? — Und die Kameraden? — Keiner könnte das begreifen.

Eine entsetzliche Nacht bricht an für den Rechnungsführer. Ruhelos wälzt er sich auf seinem Lager, und alle bösen Geister des schuld-beladenen Gewissens umlauern ihn. Immer wieder muß er an seinen ehemaligen Hauptmann v. Waldenfeld denken. Und da kommt ihm auf einmal der Gedanke:

„Suche diesen Herrn, der dir so sehr wohlgesinnt war, auf, schilde ihm deine Notlage und bitte ihn um Hilfe. Er sagte doch noch beim Abschiede, wenn du seiner Fürsprache oder seines Beistandes einmal bedürfen solltest, dann möchtest du dich getrost an ihn wenden. Morgen ist Sonntag, da kannst du nach der Garnison fahren. Und glückt es nicht, dann — ja, dann bleibst du eben nur der eine Ausweg. — Den Revolver nimmst du mit dir.“

Heinrich Hoffmann ist zurück aus der Garnisonstadt. Wie neugeboren fühlt er sich, wie ein vom sicheren Tode Geretteter: das Geld befindet sich in seinen Händen. Er kann es in den Tresor legen und braucht nicht in Schimpf und Schande umzukommen. — Wie ein Bruder hat der Hauptmann an ihn gehandelt. O, dieser edle Herr! Daß er ihm doch niemals beweisen dürfte, wie unendlich dankbar er ihm ist, wie er ihn verehrt! — In ganz geringen viertel-jährlichen Raten soll er ihm die Summe zurückzahlen. Und der Gute denkt heute nicht schlechter von seinem ehemaligen Mustergranadier, als früher. Er verurteilt ihn nicht, und ist überzeugt davon, daß Hoffmann niemals wieder auf Abwege geraten wird.

Drohendes Kriegswetter zieht herauf. Und ehe man es noch gedenkt, bricht es herein mit elementarer Gewalt über die deutschen Lande, über Europa. — Der Deutsche Kaiser ruft sein Volk zu den Waffen.

Auch Heinrich Hoffmann muß zur Fahne eilen. Er tut es mit gleich freudiger Begeisterung wie all die anderen. Männer und Jünglinge aus Nord und Süd, aus Ost und West. — Zu seiner alten Kompagnie kommt er. Das ist ihm überaus angenehm, denn nun darf er hoffen, seinem Hauptmann den Beweis dafür liefern zu können, daß er kein Undankbarer ist. Im Kriege wird sich Gelegenheit finden, alte Sünden gutzumachen. — Und Unteroffizier Hoffmann ist wirklich der Tüchtigste einer im Regiment.

Auf Ostpreußens Fluren tobt die Tannenberg-Schlacht. Bei Ortelburg kämpft Heinrich Hoffmanns Regiment gegen dreifache feindliche Uebermacht. Die dritte Kompagnie steht mit kurzen Unterbrechungen nun bereits vierzig Stunden im Feuer. Keinen Schritt will ihr kühner Hauptmann v. Waldenfeld weichen, trotzdem fast die Hälfte seiner Leute kampfunfähig ist und er selber aus mehreren Wunden blutet. Aber jetzt bricht der tapfere Held zusammen im Schrapnellfeuer, und seine kühne Schar wird versprengt. Auch Unteroffizier Hoffmann hat einen Streifschuß an der linken Hüfte erhalten. Er achtet dessen nicht, er denkt in diesen Augenblicken höchster Gefahr überhaupt nicht an sein Leben und seine Sicherheit. — Den schwerverwundeten Hauptmann will er vor sicherer Gefangenschaft, vor einem traurigen Ende bewahren. Mit zwei Leuten eilt er also zurück zu der eben verlassenen, jetzt nur durch ein schmales Stüchchen Wiesenland von den heranslutenden feindlichen Massen getrennten Stellung. — Dort liegt v. Waldenfeld inmitten eines Haufens von Toten und Verwundeten. — Die beiden, Hoffmann begleitenden Grenadiere brechen, tödlich getroffen, zusammen. Da stürzt er allein auf seinen Hauptmann, hebt den schweren Körper, trotz der eigenen Verwundung, empor und zerrt ihn aus dem immer heftiger werdenden feindlichen Feuer. — Fürwahr, eine heldenmütige Leistung. — — — Dort hinter den Tannen ist Schutz. — Nur noch wenige Minuten, und sie sind erreicht. — Aber da taumelt Hoffmann und stößt unwillkürlich einen Schmerzensschrei aus: Ein Geißhoß ist ihm in den Rücken eingedrungen. — Er kann nicht weiter. — Sanft läßt er seinen Hauptmann in eine breite Aderfurche nieder und leuchtet:

„Herr Hauptmann, — meine Schuld werde ich nun niemals bezahlen können, — denn — — — Aber ich habe versucht, mich dankbar zu zeigen.“ — Blut strömt ihm in dickem Strahl aus dem Munde, er sinkt

neben Herrn v. Waldenfeld nieder. — Und der ergreift seines Retters Hand, drückt sie zum letztenmal und haucht leise:

„Hoffmann, ich wußte, daß Sie kein Unwürdiger sind! Sie haben Ihre Schuld getilgt und mir meinen Dienst tausendfach vergolten. — Ich danke Ihnen.“

Ein müdes Lächeln, ein letzter, tiefer Atemzug, und der Unteroffizier fühlt keine Schmerzen mehr. — Den Heldentod fürs Vaterland ist er gestorben.

Hauptmann v. Waldenfeld wird eine halbe Stunde später ins nächste Hilfslazarett getragen. Er darf hoffen, seinem Kaiser noch weitere treue Dienste zu leisten, denn seine Wunden sind schwer, aber nicht tödlich.



Der Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef mit dem Verteidiger von Przemyśl, Feldmarschall-Lieutenant von Ausmanet (rechts) bei einer Besichtigung der Festung.

## Der Erbonkel.

Humoreske von Werner Granville-Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

„Vater! — Ein Brief von Onkel Max aus Amerika!“

Mit diesen Worten stürmte ein etwa zwölfjähriger Knabe in das kleine Speisezimmer der Familie Schneemilch, einen Brief mit ausländischer Marke in der Rechten schwingend.

Herr Amandus Schneemilch, der als technischer Lehrer an der Städtischen Realschule wirkte, legte Messer und Gabel beiseite und langte mit spitzen Fingern nach dem Briefe. Strenge deutete er darauf nach einem Stuhl am unteren Ende des Tisches. „Setz dich dort hin, Kurt! Kommst du trotz meiner Mahnung schon wieder zu spät zu Tisch? Ebenso habe ich dir oft gesagt, du solltest nicht so geräuschvoll ins Zimmer treten! Zur Strafe schreibst du nach Tische 20 mal den Satz: „Ein wohlgezogener Knabe befehligt sich der Pünktlichkeit und bewegt sich leise“, in Reinschrift ab!“

Meintant, mit hängender Unterlippe, begab sich der Sextaner an seinen Platz.

„Was schreibt denn dein Bruder?“ erkundigte sich Schneemilchs Gattin, eine hagere, starknackige Frau mit unsympathischen Gesichtszügen.

Schneemilch hob abwehrend die Hand. „Nach dem Essen, liebe Emma!“

Es gab heute nämlich keine Leibespeise, „Stedrüben mit Kartoffeln“, und bei solcher Gelegenheit ließ er sich nicht gerne stören.

Fleisch kam allerdings nie auf den Tisch; denn die ganze Familie lebte streng vegetarisch.

„Wir tun das aus Gesundheitsrücksichten“, erklärte Frau Schneemilch gegebenenfalls ihren Gästen. Böse Zungen behaupteten freilich, sie

legten sich diese Entbehrungen nur aus ganz gewöhnlichem, berechnendem Geiz auf.

„Mutter, ich will noch'n paar Kartoffeln!“ meldete sich Kurt, der trotz der in Aussicht stehenden Strafarbeit wacker eingestanden hatte.

Frau Emmas Stirn zog sich in verweissende Falten.

„Kurt, wie oft soll ich dir sagen, es heißt nicht, „ich will!“, sondern „ich möchte bitten!“ Uebrigens ist es unsinnig, etwas zu fordern!“

„Ich darf mir aber doch nicht selbst nehmen, wie der Papa es immer tut“, verteidigte sich Kurt.

„Wenn man viele Kartoffeln isst, wird man überhaupt dumm, verstanden!“ schloß die Mutter den Disput.

Herr Amandus hielt schleunigst seine Hand schützend vor den Teller, denn wozu brauchte sein Sproßling nach der eben empfangenen mütterlichen Belehrung zu sehen, daß der Vater sich gerade vorher zum dritten Male eine erkleckliche Portion der nahrhaften Mehlsfrucht aufgefüllt hatte.

Nach dem Essen öffnete Herr Schneemilch den Brief des Bruders und las ihn laut vor. Er lautete:

„Lieber Bruder und liebe Schwägerin! Allmählich rückt mir das Alter immer näher auf den Hals, und damit ist auch in mir der Wunsch aufgekeimt, meinen Lebensabend in

der Heimat zu beschließen. Ja, mein lieber Bruder, meine Parole heißt Deutschland!“, und ich bin recht froh, bald meine Vaterstadt wiederzusehen. Dürfte ich dich um einen Gefallen bitten?“ — Bei diesen Worten blickte Frau Emma unangenehm überrascht auf; aber ihre Züge glätteten sich sofort wieder, als ihr Mann in der Vestüre fortfuhr: „Bitte, besorgt mir doch, wenn Eure Zeit es erlaubt, eine kleine Wohnung. Am liebsten würde ich in der Nähe der Bank wohnen. Die genaue Zeit meiner Ankunft teile ich Euch vor meiner Abfahrt von Newyork noch mit. Vorerst schon besten Dank im Voraus für Eure Gefälligkeit.“

Besten Gruß und frohes Wiedersehen  
Euer Bruder und Schwager Max!

„Hm,“ meinte Herr Amandus Schneemilch bedächtig, „also Max will sich hier niederlassen. Nun, dann wird er sich ein nettes Stümchen auf die hohe Kante gelegt haben; denn du weißt doch noch, Emma, wie er damals nach drüben ging, sagte er: „Entweder komme ich als reicher Mann zurück — oder gar nicht!“ Wahrscheinlich beschäftigt er sich noch mit finanziellen Unternehmungen; denn darauf deutet sein Wunsch, in der Nähe der Bank zu wohnen, doch hin.“

Frau Emma nickte gedankenvoll; aber plötzlich forschte sie lebhaft, wie von einer inneren Eingebung erfasst: „Sag mal, Amandus, ist dein Bruder nicht schon in den Siebzigern?“, und als ihr Mann bestätigend nickte, fuhr sie eifrig fort: „Ich habe eine feine Idee. Weißt du was, — wir nehmen deinen Bruder zu uns! Sieh mal, wozu soll er fremden Leuten sein sauer verdientes Geld in den Hals jagen? Ich seh' das gar nicht ein; das muß doch in der Familie bleiben. Wenn er anderswo wohnt, schmeicheln die Leute sich bei ihm ein, und wenn er schließlich mal stirbt, er zählt ja doch nicht mehr zu den Jüngsten, haben wir das Nachsehen.“

„Das Couponschneiden soll auch sehr anstrengend sein,“ warf Herr Schneemilch ein und belachte selbstgefällig seine Bemerkung; aber Frau Emma entwiderte unbeirrt ihre Pläne weiter: „Hinten die kleine Kammer steht ja doch unbenutzt. Da schlagen wir ein Bett auf und am Tage kann er vorne mit bei uns sitzen. Ob einer mehr bei Tische mit isst, fällt nicht so ins Gewicht; denn wenn er schließlich mal stirbt, kriegen wir's ja drei- oder vierfach wieder. — Wieviel er wohl hat?“

„Na, du weißt ja doch,“ entgegnete der zärtliche Bruder mit einer großartigen Handbewegung, „ich lehre entweder als reicher Mann zurück, oder gar nicht! — Nein, lumpen läßt Max sich nicht; überhaupt nicht, wenn wir ihn zu Dank verpflichten.“

„Ja eben!“ stimmte Frau Emma bei. „Du weißt gar nicht, wieviel Unruhe und Schmutz ständiger Logierbesuch bringt. Alte Leute haben soviel oft ihre Eigenheiten; — aber wenn er uns, oder Kurt, später sein Vermögen vermachte, nimmt man die Last ja gerne auf sich.“

„Ja, ja, einer bekommt das Geld später doch!“ pflichtete Schneemilch tief-sinnig bei. Für ihn gab es nur noch praktische Erwägungen; denn er hatte sich im Laufe der Jahre ganz den Ansichten seiner egoistischen Gattin untergeordnet.

So war es also beschlossene Sache, daß „Onkel Max“ im Hause seines Bruders ein Altersjahr finden sollte.

An einem schönen Sommermorgen langte die „Bretoria“ der weltbekannten „H. A. P. A. G.“ von Newyork in Hamburg an.

Unter den Wartenden, die zur Begrüßung ankommender Freunde oder Verwandter anwesend waren, befand sich auch Herr Amandus Schneemilch. Suchend glitten seine verkniffenen Augen über die Reihen der Passagiere, die an der Reling des Dampfers standen und des Augenblicks harreten, da die breiten Laufsteege eine Verbindung mit dem Lande herstellten würden.

Endlich nahte der erlösende Augenblick.

Plötzlich begegneten Schneemilchs Augen den suchenden Blicken eines alten, rüstigen Herrn in hellgrauem, kleidsamem Anzug. Ein Erkennen blitzte in beider Augen auf; dann eilten sie aufeinander zu und begrüßten sich mit kräftigem Händedruck.

„Amandus!“

„Mein lieber Max! — Herzlich willkommen in der alten Heimat. Meine Frau wäre auch gerne mitgekommen; aber sie richtet alles zu deinem Empfang her und da hat sie natürlich keine Zeit. — Selbstverständlich wohnst du bei uns! Bei fremden Leuten würdest du dich ja doch nicht gemütlich fühlen. — He, Droschke!“

„Aber laß doch, Amandus; wir können doch gut zu Fuß gehen,“ unterbrach der Heimgekehrte den Bruder mit einem forschenden Seiten-

blick. Er wunderte sich nicht wenig über die Freigebigkeit des Bruders, den er noch von früher als ziemlich kniderig kannte. Auch daß seine Schwägerin ihn so ohne weiteres in ihr Haus aufnehmen wollte, kam ihm etwas verdächtig vor; denn er wußte wirklich nicht, wie er solche wahrhaft großartige Fürsorge und Liebenswürdigkeit verdient hatte.

Wie sie Seite an Seite in der Droschke saßen, kam ein angeregtes Gespräch in Gang.

„Da „Drüben“ wird wohl schweres Geld verdient?“ forschte Schneemilch interessiert.

„Ja, viele verdienen Geld wie Heu; viele ziehen aber auch mit leeren Taschen heim!“ entgegnete der Bruder zweideutig.

Amandus Schneemilch zwinkerte dem Bruder verständnisvoll zu, als er mit besonderer Betonung meinte: „Na ja, dir konnt's ja nicht fehlen. Warst stets ein schlauer Kopf. Ich jagte schon oft zu meiner Frau: Der Max bringt es bestimmt zu was! — Uebrigens, da drüben, das große, graue Gebäude ist die Bank. In fünf Minuten sind wir zu Hause. Du kannst also ganz bequem deine Geschäfte dort erledigen und brauchst die Geldsäcke nicht so weit zu schleppen.“

Amandus Schneemilch belachte die letztere Bemerkung kräftig und klopfte dem Heimgekehrten kordial die Schulter.

Max Schneemilch, oder Mr. Snowmilk, wie er sich in den „N. S. A.“ genannt hatte, konnte auch ein Lächeln nicht verbergen; aber es

war mehr ironischer Natur. Er hatte sich in Amerika einen guten Posten Menschenkenntnis angeeignet und hatte nach den verschiedensten Versicherungen des Bruders bald heraus, daß der ihm inbezug auf seine finanziellen Verhältnisse etwas auf den Zahn fühlen wollte. Natürlich ahnte er auch sofort, was Bruder und Schwägerin mit ihrer aufopfernden Zu-vorkommenheit bezweckten, und als erfahrener Mann beschloß er, seinen Vorteil aus der Situation zu ziehen.

Mit einem freundlichen Lächeln wandte er sich deshalb, ehe sie bei dem Heim anlangten, an den Bruder und sagte: „Du tust mir wohl den Gefallen und sprichst recht laut, lieber Amandus; ich höre nämlich nicht gut. Du weißt wohl, wenn das Alter kommt!“

Vor der Haustür erwartete Frau Emma den Besuch. Mit ihrem lebenswürdigsten Lächeln empfing sie ihren künftigen Hausgenossen und führte ihn in die Wohnung. Etwas enttäuschte sie aber doch: der Schwager sah durchaus noch nicht altersschwach und gebrechlich aus.

„Du mußt recht laut sprechen! Max hört nicht gut!“ belehrte ihr Mann sie sofort. Diese Nachricht beruhigte sie wieder etwas. Die ersten Zeichen des beginnenden Greisentums stellten sich wenigstens schon ein und damit stiegen ihre Äktien ja auch wieder.

Oben setzte man sich, sobald „Onkel Max“, wie er nun in der Familie hieß, sich etwas restauriert hatte, an den gedeckten Kaffeetisch.

Der Deutsch-Amerikaner fand zwar schnell heraus, daß dem Kuchen zwei wichtige Bestandteile fehlten, nämlich Eier und Milch; aber der Höflichkeit halber quälte er doch einige Stücke des

trockenen Zeuges hinunter.

Frau Emma unterzog derweile das Äußere des Gastes einer unauffälligen Prüfung, und sie war ganz befriedigt. Der Anzug schien aus gutem, festem Stoff zu sein und hatte gewiß ein nettes Stück Geld gekostet. Ueberhaupt strahlte schon das volle, glattrasierte Gesicht des Schwagers eine gewisse Wohlhabenheit aus. Diese Beobachtung stimmte sie so froh, daß sie ihm fast mit Gewalt noch ein Stück ihres selbstgebackenen „Kuchens“ aufdrängte.

Nach Tisch setzte man sich zu einem Plauderstündchen nieder.

„Leider kann ich dir keine Zigarren anbieten, lieber Max,“ bedauerte Schneemilch. „Seit mehreren Jahren bin ich nämlich Nichtraucher.“

„Aus Gesundheitsrücksichten natürlich!“ schaltete Frau Emma ein.

„Well, ich verstehe,“ lächelte der Schwager. „Bemüht Euch nur nicht um Zigarren; ich rauche meine alte Shagpipe.“

Damit zog er auch schon eine Stummelpfeife aus seiner Rocktasche und begann sie umständlich zu stopfen. Herrn Amandus Schneemilch wäre es gewiß schlecht ergangen, wenn er es gewagt hätte, die Stube und die weißen Gardinen vollzuqualmen. Einem „Erbkofel“ zeigt man natürlich mehr Entgegenkommen, und Frau Emma eilte sogar fort, um dem Schwager selbst Feuer zu holen.

Der tat, als bemerkte er ihre süßsaure Miene nicht und paßte lustig darauf los.



Ein österreichisch-ungarischer Feldpater.

„O Gott,“ wandte sich Frau Emma an ihren Mann, „dein Bruder raucht ja wohl Spinatblätter oder altes Zeitungspapier. Man wird ja ohnmächtig in dieser Luft!“

Frau Emma senkte ihre Stimme nicht besonders; der Schwager war doch schwerhörig und konnte nicht verstehen, was man sagte.

„Onkel Max“ rauchte ungestört weiter; aber in seinen klaren, grauen Augen lag ein verlecktes, pfliffiges Lächeln, und dieses Lächeln schien zu sagen: „Baba, ich habe mich doch nicht getäuscht. Wenn ich meine Rolle als Schwerhöriger so weiter spiele, werde ich bald die Gewißheit haben, ob sie aus reiner Nächstenliebe oder aus Berechnung so zuvorkommend an mir handeln.“

Der erste Tag verlief ohne weitere Störungen; aber am zweiten Tag stellten sich verschiedene, für Frau Emma unwillkommene Ueberraschungen ein.

Als man sich nämlich an den gedeckten Mittagstisch setzte, stöberte „Onkel Max“ so eigentümlich auf seinem Teller herum und blickte suchend über die ganze Tafel. Endlich forschte er liebenswürdig:

„Sagt mal, Ihr habt wohl das Fleisch aufzutragen vergessen?“

Frau Emma verzog ihr Gesicht zu einer freundlich fein sollenden Grimasse und erklärte: „Nein, weißt du, lieber Max, wir leben vegetarisch, aus Gesundheitsrücksichten. Du solltest auch mal einen Versuch mit dieser Lebensweise machen!“

Entsetzt hob der Schwager die Hände.

„Das ist mir ganz unmöglich, liebe Schwägerin. In Neuhoft als ich bereits zum ersten Frühstück eine warme Fleischspeise. Gegen das ewige Grünfutter kann ich nicht an. — Wißt Ihr nicht hier in der Nähe einen sauberen Mittagstisch?“

Amandus Schneemilch wollte schon den Mund auf-tun; aber ein giftiger Blick seiner Gattin brachte ihn zum Schweigen. Erzürnt grollte sie: „Das wird immer niedlicher; der wird hier wohl wie ein Fürst auf unsere Kosten leben. Aber lieber laß ich ihm Fleisch holen, als daß ich zugebe, daß er anderswo ist. Dent' mal an, was für Geld von seinem Vermögen abgeht, wenn er jeden Tag das teure Essen kauft. Ich kann ihm das viel billiger machen, und das Geld bleibt wenigstens in der Familie.“

Freundlich wandte sie sich nun an ihren Schwager: „Natürlich laß ich dir Fleisch holen, lieber Max. Anderswo weißt du doch nicht, ob auch alles sauber zubereitet ist.“

Der Schwager nickte befriedigt und natürlich ganz ahnungslos; denn wenn Frau Emma die Bemerkungen zu ihrem Gatten auch nicht gerade im Flüsterton getan hatte, so sprach sie doch leise genug, um nicht von einem Schwerhörigen verstanden zu werden.

Kurt mußte also zum Schlachter laufen und ein Stückchen Fleisch holen.

O, welche Tantalusqualen stand Herr Amandus Schneemilch aus, als nun das appetitlich gebratene Fleischstückchen vor dem Bruder stand und ihm der warme Bratendunst so verlockend in die Nase zog. Es gehörte ein wahrer Heldennut dazu, bei solcher Situation noch den Fleischverächter zu markieren. Aber, das Maß der Ueberraschungen war noch nicht erschöpft.

Wie Frau Emma ihren Pensionär beim Abendbrot fragte, ob er lieber Tee trinke oder Kaffee, gab dieser höflichst zu verstehen, daß er gewohnt sei, seinen Schoppen Bier zu trinken — und ob sie nicht ein gutes Restaurant in der Nähe wüßten. —

Man stelle sich das Entsetzen der Familie Schneemilch vor. Nichtsdestoweniger fügte sich Frau Emma schweigend, wenn auch innerlich grollend in den Wunsch des Schwagers; denn wenn man ihm nicht zu Gefallen war, gewöhnte er sich vielleicht den Wirtshausbesuch an — und dann ade, du schönes Geld!

Nein, was waren das für Herrn Amandus Schneemilch für schreckliche Abende, wenn der Bruder ihm mit dem schäumenden Dampfen gegenüberlag und er selbst seine Tasse dünnen Tee schlürfen mußte, — aus Gesundheitsrücksichten natürlich. —

Der einzige, der etwas von „Onkel Maxens“ Alkoholliebschaft profitierte, war Kurt. Er mußte nämlich das Bier holen, und bei dieser Gelegenheit nahm er stets heimlich auf der Treppe einen ansehnlichen Schluck. —

Auf die Dauer konnte Herr Amandus die Qual des Zusehens aber nicht mehr aushalten. Weil seine Frau ihm das Biertrinken aber nicht gestattete, blieb ihm nur eines übrig: er mußte versuchen, seinen Bruder zum Temperenzler zu bekehren.

Eifrig machte er sich ans Werk, dem Bruder die Schädlichkeit des

Alkohols zu demonstrieren und ihm das segensreiche einer enthaltsamen Lebensweise zu schildern. Und, o Wunder, eines Tages hatte er, dank seines unermüdlichen Redens, den Bruder mürbe gekriegt — und Max Schneemilch wurde Mitglied des Abstinentenvereins, zu dessen Mitgliedern auch Herr Amandus zählte.

Eines Abends saß die Familie Schneemilch im Wohnzimmer beisammen, und da man auf Schwerhörige inbezug auf die Unterhaltung keine Rücksicht zu nehmen braucht, meinte Frau Emma, zu ihrem Gemahl gewandt:

„Weißt du, Amandus, das Trinken haben wir deinem Bruder glücklich abgewöhnt; aber denke mal, wieviel Geld wir sparen würden, wenn wir ihm auch noch das Fleischessen abgewöhnten. Kann er nicht auch vegetarisch leben wie wir, und schließlich, was wir jetzt für ihn weniger ausgeben, ist später bar verdient.“

Also setzte Herr Amandus seinem Bruder zum zweiten Mal eine Daumenschraube an; aber erst nach langem, langem Bemühen hatte sein Plan Erfolg, und das war an dem Tage, als Max Schneemilch für immer das Zeitliche segnete. Die Trauer in der Familie Schneemilch um den vortrefflichen Mann war dem Falle durchaus angemessen, und Herr Amandus bezahlte sogar noch das Begräbnis aus seiner Tasche.

\* \* \*

Voll freudiger Erwartung sah man dem Tage der Testaments-eröffnung entgegen. Und der Tag kam!

Mit feierlicher Miene versammelte sich die Familie Schneemilch am bestimmten Ort, und dann verlas der Testamentsvollstrecker das folgende Schriftstück:

„Mein Testament!“

Vor allem danke ich zuerst meinem lieben Bruder und meiner lieben Schwägerin für das liebenswürdige Entgegenkommen, das sie einem alten Manne so selbstlos gewährten. Ich weiß, daß ich ihnen viel Umstände bereitet habe, umso-mehr, da ich anfangs schwerhörig war. Zu meinem Glück legte sich die Schwerhörigkeit ja schon nach einwöchigem Aufenthalt in der Familie meines Bruders, und ich hatte daher Gelegenheit, oft festzustellen, wie wahrhaft gut sie es alle mit mir meinten.“

Bei diesen Worten des Testamentsvollstreckers sahen sich die würdigen Eheleute erblickend in die Augen.

Der Vollstrecker aber fuhr fort: „Was mein Vermögen nun anbelangt, ging mir es wie vielen, die mit großen Hoffnungen nach Amerika gingen; ich konnte leider kein Vermögen erwerben. Die Sehnsucht trieb mich aber nach der Heimat und ich hoffte, in meiner Vaterstadt eine leichte Beschäftigung, vielleicht als Bankbote zu erhalten, umso-

mehr, da ich gute Empfehlungen mitbrachte.

Dank der Freundlichkeit meines Bruders aber, der mir Wohnung und Verpflegung anbot, brauchte ich nicht mehr für andere zu arbeiten, sondern konnte meinen Lebensabend in beschaulicher Ruhe beschließen.

Was nun die paar hundert Mark betrifft, die ich von „Drüben“ mitbrachte und hier auf die Bank bringen konnte, so glaube ich ganz im Sinne meines Bruders zu handeln, wenn ich die Summe hiermit dem Abstinentenverein vermache, dem mein Bruder angehört, und für den er so begeistert war, daß er auch mich von dessen segensreicher Tätigkeit überzeugen konnte.

Dies ist mein letzter Wunsch!

Max Schneemilch.“

Beinahe ohnmächtig sank Frau Emma in einen Stuhl; ihr Gatte aber stürmte voll Mut zur Tür hinaus.

## Spruch.

Willkommen, Tod fürs Vaterland!  
Wenn unser sinkend Haupt  
schon Blut bedeckt,  
dann sterben wir  
mit Ruhm fürs Vaterland!

F. G. A l o p s t o d, Oden, Heinrich der Vogler.



**Bilder aus einem Konzentrationslager deutscher Zivilgefangener in Frankreich.**  
Deutsch sprechen ist verboten! Erteilung von Unterricht im Französischen.

# Die Geschichte von der Liebe des Herrn Friedrich Treuendorf.

Von M. Elje Albers.

(Nachdruck verboten.)

Herr Friedrich war ein Student der Rechte, still, arbeitsam und mit dem heimlichen Ehrgeiz, einstmals ein feuriger Anwalt zu werden.

Seine ersten Semester hatte er in Erlangen zugebracht. Mit guten Vorjahren gepanzert, war er nun in die Mäusenstadt am Rhein gekommen. Natürlich wollte er arbeiten.

Wie ihm das leider mißlang, will ich Ihnen der Reihe nach erzählen. Nur möchte ich Ihnen eben vorher verraten, daß in seiner Geschichte ein allerliebste Blondköpfchen eine Rolle spielt, Fräulein Lilly von Beers, Studentin der Kunst und Literaturgeschichte. Die ersten Tage kam sich Herr Friedrich sehr einsam und unruhig vor. Als dann die Kollegen begannen, besserte sich sein Gemütszustand etwas. Aber die Arbeit wollte nicht recht vonstatten. Wenn draußen der rheinische Frühling lockt und alles, was Jöpie und bunte Mützen trägt, hinauszieht an den Rhein, dann ist es verdammt schwer, in einem Zimmerchen von zwei zu drei Meter zu sitzen und zu studieren, selbst wenn man es so eifrig mit dem Rechte meint, wie einstweilen der Herr Friedrich.

Und als eines Nachmittags wieder einmal die ganze Welt leuchtete von Sonnenschein, nahm er seinen Panama und fuhr mit dem nächsten Dampfer nach Königswinter. Hier ließ er sich von dem Menschenstrom weitertreiben und gelangte in ein altherberühmtes Studentenweinstolal, Bellinghausen, wo man vom ersten bis zum fünfzehnten Bowle trinkt. Der reiche Korpsstudent mit seinem Tausend-Mark-Wechsel verwandelt ihn nämlich genau so rasch wie der kleine Philologe seine hundertfünfzig Mark. Darin sind die Studenten alle eigen, nach dem fünfzehnten ist selten mehr Geld da.

Hier bei Bellinghausen ist jeder Tag ein Sonntag. Wenn das Rheintal von sonniger Schönheit durchdrungen ist, und es drüben aus den Abhängen silberblau und violett und ultramarin herüberschimmert, trägt der Wind eine Ahnung her von den süßen, schweren Trauben, die da im Herbst reifen werden. Die jungen Menschen trinken den funkelnden Wein und jauchzen vor Lust im Vollgefühl ihrer Jugend. „Jetzt sind wir jung, jetzt haben wir die Jugend.“

Herr Friedrich hatte die Gewohnheit, etwas wiegend zu gehen, was ihm im Laufe der Zeit den Beinamen „das Wüstenschiff“ eintrug. Als er so durch das Lokal feuerte, entdeckte er an einem Fensterplatz seine neuen Zimmernachbarn. Hocherfreut näherte er sich ihnen und bat um die Erlaubnis, Platz nehmen zu dürfen. Man gewährte sie ihm, nicht ohne einen halb mißbilligenden, halb belustigten Blick auf sein Äußeres. Unsere beiden Freunde waren nämlich Kavaliere, die sich in allem nur nach der „eleganten Welt“ richteten. Aus ihr erfahen sie, wie man in der Welt, die sich die Große nennt, den Schirm trägt, wie man Spargel essen soll und, wieviel Zentimeter die Hosenbeine weit sein dürfen in dieser Saison. Es sind eben Fragen von höchster Wichtigkeit, nicht wahr? Manche Leute können sich darein vertiefen und ihre Tage damit ausfüllen.

Anfangs wollte die Unterhaltung nicht recht in Gang kommen. Bald aber löste die schöne Erdbeerbowle die Zungen und man trat sich näher. Herr Friedrich erzählte von Erlangen, von seinen Studien, und wollte sich gerade in die Frage vertiefen, welche Weltanschauung glücklicher mache, als eine lärmende Gesellschaft eintrat. Unter ihnen befand sich auch Lilly von Beers. Man setzte sich zueinander, und lachte, sang und trank.

Herr Friedrich verstummte und sprach am Abend nicht weiter. Er schaute die junge Dame an und schaute sie wieder an. Sie schien ihm liebreizend wie ein Engel. Mit verwundetem Herzen beobachtete er, wie sie mit allen ganz kameradschaftlich redete, nur ihn schien sie nicht zu sehen.

Er hatte noch sehr wenig Frauen getroffen in seinem Leben und war ein wenig naiv. Abends, in seinem Kämmerlein, mußte er denn konstatieren, daß er verliebt sei, rettungslos verliebt in die hübsche Perle. Ihr Bild verließ ihn auch im Traume nicht, und halb ausgeschlafen und mühsam wachte er am folgenden Morgen auf. Er nahm sich vor, sie zu meiden, nichts, am wenigsten ein kleines Mädel sollte ihn seinen Studien entfremden und ihn abhängig von Launen machen. Er war

eben noch etwas unerfahren und kannte die Frauen und den Sommer am Rhein nicht.

Wenn er über seinen Büchern saß und dann plötzlich neben sich silberbelles Lachen hörte, wurde es ihm ganz heiß. Er sah sie vor sich und sehte sich nach ihr. Langsam wuchs die Liebe in seinem herben Jüngenherzen, das noch so schön und unverdorben war. Traf er sie, so sah er sie groß und erstaunt an, als sähe er sie zum ersten Male. Es war sehr bang auszuhalten. Sie aber war stets klug und heiter und sonnig.

Manchmal gingen sie zusammen zur Universität. Und alle Bäume und alle Blumen schienen ihm zu sagen: „Siehst du die Feine, das schöne Mädchen?“ Er ging ganz ehrfürchtig neben ihr her und ließ soviel Platz zwischen ihnen, daß noch einer hätte Raum gehabt. Dann kam ihm wohl eine Melodie in den Sinn, die er jedesmal pfeifen mußte: „Ach, hätt' ich nimmer dich geseh'n.“ Es ist eine klagende, wehmütige Melodie. Drückend fiel es ihm aufs Herz, denn er wußte, daß er an einer süßen, schweren, hoffnungslosen Liebe erkrankt sei, die weder aus noch ein wußte.

Diese Liebe war größer, als sein Herz es tragen konnte. Ein klein wenig mußte es heraus, sonst wäre er gestorben daran. Er drückte ihr die Hand und brachte ihr Blumen, Rosen, zartfarbene und brennend rote. Jeden Tag einen großen Strauß.

Das kleine Fräulein Lilly nahm sie dankend an. Wenn er ins Zimmer trat, den Arm voll Rosen, hatte er den Kopf voll heißer Gedanken.

Eines Morgens brachte er ihr wieder den glühenden, farbigen Duft auf Landoen, schwankenden Stielen.

„Darf ich Ihnen die Hände küssen?“ fragte er.

Sie lächelte.

„Du kannst kein Lachen, du Kluge,“ dachte Herr Friedrich, „alle lieben dich, doch du bist überlegen und harmonisch. Und dir kann ich nicht von Liebe reden, weil du so abgetönt bist.“

Sie gab ihm die Hände, die er zart küßte. Er sah neben ihr und verzehrte sich im Anschauen der feinen, hellen Züge, die tausendstimmig zu ihm redeten.

Er seufzte.

Lilly sah blühtartig auf.

„Warum sind Sie so traurig und nachdenkend?“

„Sie sind zu klug!“ gab er ihr zur Antwort.

„Zu klug?“ Ihr Mund suchte.

Melancholisch nickte er.

„Jedenfalls zu klug, um sich befinnungslos zu verlieben. Da haben Sie recht. Die Liebe ist mir zu unklug.“ „Und die Klugheit zu lieblos!“ Mit schwerem Gefühle ging er fort.

Kopfhängerisch ging er durch die Straßen und überlegte,

wie er es anfangen sollte, das Herz der schönen Lilly zu gewinnen. Er konnte nicht gut reden, im entscheidenden Moment fehlte ihm immer wieder der Mut dazu.

„Aber, sie sagt, sie sei zu klug, sich zu verlieben. Also liebt sie auch keinen andern,“ denkt er. „Und das ist schließlich der letzte Hoffnungsstrahl. Nur keinen andern! Ich ginge und schäme mich tot. Oder — ich vermachte meinen armen Leib der Anatomie und bäte in einem rührenden Schreiben einen romantischen Studenten, mein Herz der Geliebten zu übersenden in einem Schächtelchen, eingebettet auf Rosenblättern. Und wenn sie dann in ihrem späteren Leben Rosen sähe, müßte sie an den Studenten denken, der sie zu sehr liebte, um ohne sie leben zu können.“

Der arme Junge sehte sich von Tag zu Tag mehr und arbeitete nicht viel. Er hatte niemand auf der Welt als eine alte Großmutter, die ihm jeden Monat fünfzig Mark schickte, von denen der bescheidene Mensch bisher gelebt hatte. Nun gingen mindestens zwanzig für Rosen davon ab, und er empfand dies nicht einmal als Einschränkung. Denn er liebte sie so sehr.

Er ging die Stätten suchen, wo er schon mit ihr zusammen gewesen war. Zuerst nach Königswinter, dann stieg er auf den Venusberg und setzte sich auf die Bank, auf der sie einstmals sich ausgeruht hatte. Sie war damals sehr lieb zu ihm gewesen und hatte sich sein einfaches Leben erzählen lassen.

Von dem stillen Hause bei der Großmutter und seinem einzigen Freunde, dem Seppl. Das Tier war ein hirschröter Dackel gewesen, ein köstlicher, junger Kerl, mit treuen, braunen Augen und einer angeborenen Liebenswürdigkeit und Heiterkeit des Gemütes. Sein Schwanz war gar drollig und immer in Bewegung, so daß sein Herr ihn ein natürliches Pendel genannt hatte.



Bilder aus einem Konzentrationslager deutscher Zivilgefangener in Frankreich. Wohnraum der Gefangenen, die hier auf dem mit Stroh bedeckten Steinboden schlafen.

Der Seppel war sein Trost gewesen, wenn ihn keiner mehr verstanden hatte. Er nahm ihn mit sich in sein Zimmer und sagte ihm alles. Und Seppel sah ihn an und bat ihn, nicht traurig zu sein, und legte ihm die Hand. Lachen und weinen konnte er, beinahe so gut wie ein Mensch.

Lilly hatte ihn leise lächelnd angesehen und war ihm liebevoll-mütterlich über seine Haare gefahren. Er dankte ihr mit tiefem Blick, empfand aber zu gleicher Zeit das jähe Bewußtsein seiner unertwiderten Liebe.

Es gab einen Miß in seinem Herzen. Das Studium behagte ihm nicht besonders mehr. Wohl steckte er seine Nase in die Bücher, aber was er las, schien ihm nicht besonders verlockend, und er schlug sie wieder zu, um zu Gedichten zu greifen. Heilig schienen ihm diese Offenbarungen des Gefühlslebens, er konnte stundenlang im Grase unter den blühenden Bäumen liegen und genießen.

Eines Tages hatte er selber ein Gedicht gemacht und schrieb es in ein Buch, das er Lilly schenken wollte.

Sie nahm es glücklich und dankbar an und warf einen Blick auf die Strophe. Mechanisch las sie diese.

„Das ist hinreichend schön,“ sagte sie. „Wer hat das gemacht?“

Da sah sie ihm ins Gesicht und wußte es.

„Sie sind ein Dichter,“ sagte sie leise.

Grund. „Sie sind wie ein Engel, den ich nur aus der Ferne anbeten darf. Und doch auch ein Kind, das mit bloßen Füßen und zuckendem Herzen durch die Welt schreitet, ohne sich zu verlegen. Ein Kind, das spielt und zerbricht und wehe tut. Das streichelt und liebhat, wo sein mütterliches Herz es ihm sagt.“

Ihr Mund zuckte.

„Ja, ich bin ein Kind! Sie verstehen mich. Ein Kind, das getanzt und gelacht hat und sich tausend Wunder vom Leben erträumen wollte. Mein Herz war sonnig und glücklich. Bis auch ich erfuhr von der Häßlichkeit. Da war ich so töricht, mein Herz zu verhärten, weil ich die Wahrheit in bitterer Form gesehen hatte. Ich hatte viel Schmerzen darum.“

„Hatt' dich gar, ach, gar zu lieb!“ formten ihre Finger auf den Tasten. Stumm und blaß saß sie da.

„Lieben Sie ihn sehr?“

Ihr Blick sagte ihm alles.

Mit einmal wurde es dunkel und schwarz. Er war bereit, von ihr zu gehen, denn er vermeinte, ohne ihre Liebe sterben zu müssen. Einjam und traurig wollte er seinen Weg wandeln. Sie, die Hohe, Reine, hatte schon eine Enttäuschung erlebt.

Das Mädchen fühlte den Schmerz und die herbe Enttäuschung in seiner Bewegung. Es wagte nicht, zu ihm aufzublicken, und wollte



Deutscher Landsturm in Belgien: Essenausgabe auf einem Kasernenhof in Bergen (Mons).

Er sah sie traurig an. „Ich glaube, daß ich's bin.“ Unendlich viel an Güte und Hingebung gab er ihr. Aber er lehrte immer alles um. Er war's, der schenkte aus seinem ganzen, großen Herzen, dieser heimliche, reiche, reine Junge, mit dem scheuen Neßern. Und daß er die kleine lebensunluge Lilly nicht verließ, war sein köstlichster und reichster Gewinn vom Leben.

Oft in der Nacht lag er mit geschlossenen Augen. Dann sah er sie vor sich wandeln durch eine tiefe Dunkelheit, aber sie selber war Licht und Tag. Und er stand und betete sie an. Sie sah sich um und gerade ihm in die Augen. Er lächelte, denn er sah ihr durch die Augen in die Seele, die gut und schön und milde war.

So ist die Liebe, Schmerz und Glück zugleich in Traum und Wirklichkeit. Wenn sie an stillen Abenden ab und zu Klavier spielte, kam er leise in ihr Zimmer geschlichen. Er wußte dann nicht, was ihm war. Er stand am Fenster und träumte dem Liebes nach, das da aus dem dämmernden Raum hin über den Garten und die Rosen ging, leise und klar. Die Sterne flimmerten, und der Wind ging durch die Büsche.

„Möchten Sie mein Kamerad sein?“ fragte Lilly.

„Wenn Sie mich gebrauchen können,“ war seine schlichte Antwort.

Sie saß so lieb und hell vor ihm, daß er plötzlich alles sagen konnte, was klar oder unausgedacht in ihm lag und ihn schmerzte. Ihr teilnehmender Blick löste unmerklich die Lippen. Er sprach ihr von seiner großen, tiefen Liebe, von seiner Verehrung der Frauen, die er nicht kannte bisher, aus einem ahnenden Gemüte und ohne triftigen

still das Leben auf sich nehmen. Leise und traurig sagte es: „Ich hab's gewußt. Wenn Sie die Wahrheit wollten, würde alles vorbei sein.“

Und da er ihr vor Trauer nicht in die Augen sehen konnte, küßte er sanft ihre Lippen auf seiner Hand. Er sah zu ihr auf und nickte in Tränen. Er fühlte ihre Nähe mit allen Fasern, und daß er sie lieber habe als alles auf der Erde.

„Ich hab' dich lieb,“ sagte er einfach.

Dann nahm er ihre Hände, die lieben, schlanken Hände, und küßte sie. Sie wußte, daß er sie nun verstand, und küßte sich rein und froh. So war sie geborgen und legte ihren Kopf in seinen Schoß und ließ sich streicheln. Und sie sagte ihm jeden Flecken in ihrem Leben, was sie meist unbewußt, unbedacht getan. Klar und ohne Schleier, keine Falte in ihrem Herzen blieb ihm verborgen.

„Das hab' ich getan. Er hatte mir gesagt, er habe dasselbe Streben, dieselben Ideale wie ich. Wir suchten den gleichen Weg. Harmonie und Schönheit schienen alles. Da wandelte er sein Wesen. Ich hatte ihn lieb. Zart und schön war alles. Aber mein Herz erschrak vor dem Weg. Er verschloß die heiße Liebe und wartete. Wir lachten und plauderten lebhafter als früher, und doch flackerte ein unruhiger, flüchtiger Geheimton durch unsere Reden. Jeder verbarg dem andern seine letzten Gedanken. Wir übten eine erzwungene Ruhe, hinter der ein inneres Beben stand. Ich sah das Zittern seiner leidenschaftlichen Seele, die keine Halbheit kannte, fühlte das Verlangen. Da wurde ich traurig und lag die Nächte wach, und umgab ihn mit aller Parteilichkeit meines Herzens. Aber er litt, weil er wollte, daß mein Wesen

mein Intellekt, mein Fühlen ganz in ihm verschmelzen sollte. So kamen uns die Schmerzen durch die Liebe.

Als die Ferien kamen, reiste ich an die nordische Küste. Hier traf ich einen Herrn, der unser beider Freund sich nannte. Er war sehr bemüht um mich. In einem Mittag saßen wir am Strand, und ich erzählte, daß er, den ich liebte und der meinen Jugendglauben in Händen hielt, ihm in einer vertrauten Stunde gesagt habe, ich sei das interessanteste Experiment, das er jemals getroffen habe.

Sie neigte den Kopf.

„Siehst du, da fror ich und zitterte und fühlte, wie arm und darben ich war. Ich habe mich verachtet, wenn ich an den Becher der schalen Leidenschaft dachte, und wie die brennend roten Mohnblüten der Sinne meine heilige Liebe überwuchert hatten. Lange habe ich gebraucht, um wieder in die Harmonie meiner Seele hineinzukommen.“

Da kam er und küßte ihr die Stirn und die Augen, und sie sahen sich an. Und sie wußten, daß sie sich das Beste in ihrem Leben waren.

Der Wind wehte den Rosenduft ins Zimmer und sang ein altes, ewig neues Lied.

## Wie die deutschfeindliche Gesinnung der Belgier entstanden ist.

Es war längst bekannt, daß die Belgier zum großen Teil unter französischem Einflusse standen, und man hat deshalb früher die deutsch-

Grojean die erste Gefahr, die Belgien bedroht, und da jene verhängnisvolle Lehre, die nur aus „dunstigen Bierköpfen“ aufgestiegen ist (les fumées vaines de cerveaux alourdis de bière), auch in den deutschen Schulen des Auslandes vorgetragen wird, bemüht er die Gelegenheit, um zuerst die deutschen Schulen in Belgien zu verdächtigen, namentlich die Deutsche Schule in Brüssel, die es gewagt habe, in der Rue des Minimes ein luxuriöses Gebäude (une somptueuse école) zu errichten!

Der wadere Grojean greift dann die inzwischen eingegangene deutsch-flämische Zeitschrift „Germania“ an und denunziert die flämischen Mitarbeiter, die es gewagt haben, für ein solches Blatt Beiträge zu liefern, namentlich den Professor Omer Wattez und den Dichter Pol de Mont, dessen Eigenschaft als Konservator des Antwerpener Museums besonders hervorgehoben wird.

In dritter Linie weist Grojean auf den Anteil hin, den die Deutschen in Belgien am wirtschaftlichen Leben gewonnen haben. Er begnügt sich nicht, allgemein die Unternehmen zu erwähnen, die einem deutschen Einfluß unterstehen, sondern er nennt auch einzelne Firmen und Namen. In welcher Absicht das geschehen ist, dafür sind die Greuelthaten bei Beginn des jetzigen Krieges ein deutlicher Beweis.

Beachtenswert ist auch der von Grojean wiedergegebene „Alarmruf“, den der auch als Schriftsteller eifrig tätige Rechtsanwalt Edmond Picard am 9. März 1906 im belgischen Senat ausstieß. Bei der Beratung über die Befestigung Antwerpens sagte nämlich dieser „éminent avocat“: „Deutschland ist alldeutsch! Es will Antwerpen erhaschen. In dieser Festung gibt es eine Bevölkerung deutscher Nationalität: diese Bevölkerung ist eine Gefahr.“

Wenn man die Wut des belgischen Pöbels gegen die Deutschen in Belgien begreifen will, so darf man nicht vergessen, daß selbst Männer wie Picard schon seit Jahren das Volk durch solche Äußerungen aufgehetzt haben.

Was Grojean absichtlich nicht gesagt hat, das haben die Zeitungen und Zeitschriften, die seine Broschüre besprochen haben, hinzugefügt. So schrieb die in Brügge erscheinende Monatschrift „Antée“, die jene Zeitschrift als eine große Tat feierte: „Unsere Hoffnungen sind wie die der ganzen Menschheit im französischen Lager, und unser Geist ist französisch.“ In demselben Artikel werden diejenigen Belgier, die die „deutsche Gefahr“ in ihrem Lande nicht genügend beachten, gewarnt: sie könnten wohl eines Tages mit einer Fackelhaube auf dem Kopfe erwachen.

K.

## Sprüche.

Willst das Große du erreichen,  
Fange mit dem Kleinen an;  
Deine Tadler werden schweigen,  
Ist das Kleine groß getan.

\*

In festem Mut und Gottvertrau'n drück' die Sporen ein, und laß  
das wilde Roß des Lebens mit dir sehen über Stod und Block, darauf  
gefaßt, den Hals zu brechen, aber furchtlos; da du doch einmal scheiden  
mußt von allem, was dir im Leben lieb — und doch nicht auf ewig.

Bismarck.

\*

Süß ist und ehrenvoll, sterben fürs Vaterland.

Horaz, Oden.

\*

... . selig sind die Tausende, die sterben  
den bittersüßen Tod von Feindeshand!

Goethe, Iphigenie.

\*

Wer mutig für sein Vaterland gefallen,  
der baut sich selbst ein ewig Monument  
im treuen Herzen seiner Landesbrüder;  
und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.

Theodor Körner, Prinz.

\*

Das Menschliche nützt sich ab — das Göttliche bleibt wandellos.



Deutsche und holländische Grenzwahe in Essen an der holländisch-belgischen Grenze.

Au dem Telegraphenmast weht die holländische Flagge.

feindlichen Bemerkungen in den belgischen Zeitungen wenig oder gar nicht beachtet. Als nun bei Ausbruch des jetzigen Krieges die barbarischen Ausschreitungen der Belgier gegen die Deutschen bekannt wurden, standen viele vor einem Rätsel, weil sie nicht wußten, wie systematisch die Belgier seit langen Jahren von ihrer französisch gesinnten Presse gegen alles Deutsche aufgereizt worden waren. Zur Erklärung dieser Erscheinung dürfte es von Interesse sein, jetzt an eine Broschüre zu erinnern, die 1906 in Brüssel von einem gewissen Oscar Grojean unter dem Titel „La Belgique et le Pangermanisme“ (Belgien und das Alldeutschtum) herausgegeben wurde. Diese Broschüre erschien zuerst als Abhandlung in der Monatschrift „La Belgique artistique et littéraire“, deren Verlag sie dann auch gesondert als Broschüre herausgab.

Der Verfasser behauptet, das Deutsche Reich habe die Absicht, Belgien und Holland einzuverleiben. Zum Beweise dafür weist er zuerst auf die Forschungen über Herkunft und Ausbreitung der Germanen hin. Diese Forschungen haben nach ihm lediglich den Zweck, einen Vorwand zur Ausdehnung der deutschen Macht abzugeben, gerade wie die Geschichte des Elsass und Lothringens nur benutzt worden sei, um die Einverleibung dieser Provinzen zu rechtfertigen. Sehr verdächtig erscheinen ihm auch die deutschen Lehrbücher der Erdkunde, die außer dem Deutschen Reich auch Deutsch-Oesterreich, Lichtenstein, die Schweiz, Belgien, Luxemburg und die Niederlande als Länder mit deutschsprechenden Einwohnern bezeichnen, die im Mittelalter zu einem Staate verbunden waren. Der Verfasser entrüstet sich darüber, daß auch Belgien hierbei erwähnt wird, obgleich er doch wissen sollte, daß die Vlaemen als Germanen zu betrachten sind, abgesehen davon, daß ein östlicher Streifen von Belgien (ein Teil der Provinz Luxemburg) rein deutsch ist. Das „geschichtliche Alldeutschtum“ (ce pangermanisme historique) ist nach

# Ernst und Scherz.

## Sprüche.

Wie entzückend und süß ist es, in einer schönen Seele verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen, daß unsre Freude fremde Wangen rötet, daß unsre Angst in fremdem Busen zittert, daß unser Leiden fremde Augen wässert.

Schiller.

\*

Deutsches Herz, verzage nicht,  
Du, was dein Gewissen spricht,  
Dieser Strahl des Himmelslichts:  
Tue recht und fürchte nichts!  
Deutsche Freiheit, deutscher Gott,  
Deutscher Glaube ohne Spott,  
Deutsches Herz und deutscher Stahl  
Sind vier Heiden allzumal.

E. M. Arndt.

**Der Geburtstag im Schützengraben.** Eine Kompanie liegt, ohne zu schießen oder beschossen zu werden, friedlich in ihrem Graben, während rechts und links ganz lebhaftes Feuer ist. Man fragt erstaunt, weshalb es denn in der Mitte so ruhig sei. Da erfährt man, der Kompaniechef hat heute Geburtstag, und da hat die Kompanie zum Feinde geschickt, ihm das melden lassen und den Vorschlag gemacht, diesen Tag dadurch zu feiern, daß man gegenseitig nicht schießt. Die Franzosen sind darauf eingegangen und hielten Wort. Der Hauptmann kann seinen Geburtstag unbehelligt begangen, und erst nach dessen Ablauf, um Mitternacht tracht der erste feindliche Gruß herüber.

**Was der deutsche Soldat in den Taschen hat.** In dem Feldpostbriefe eines im Osten fechtenden deutschen Soldaten wird nicht ohne Humor geschildert, wie es in den Taschen eines deutschen Soldaten aussieht. „Willst du mal wissen (so fragt der Briefschreiber), wie meine Taschen aussehen? Linke Hosentasche: ein Hosenträgerjackteil, ein Taschentuch, innen weiß, außen Schmutzfarbe (feldgrau), etwas Berg zum Gewehr reinigen, die Zelluloidschachtel mit Klosett-papier, Seife, Seiflappen und schließlich das Handtuch. Rechte Hosentasche: Portemonnaie, silbernes Messer, großes buntes Taschentuch, Pulswärmer. Uebertasche: links unten Kompaß, Spiegel, Kalender. Rechte Westentasche: Notizbuch, Pergamentpapier. Vitevka: Innentasche: vollgepfropfte Brieftasche — alle Briefe trage ich natürlich nicht bei mir, die sind im Tornister. Vitevka, linke äußere Tasche: Keks, Schokolade usw. Rechte: halb frei für ein Stück Brot. Kannst du dir eine Vorstellung machen von meiner Vollgepfropftheit?“

**Die Giftprobe.** Aus der Zeitung „Der Landsturm“, die augenblicklich mitten im Feindesland, in Bouziers, erscheint, sei folgendes „wahre Geschichtchen“ mitgeteilt: „Bei Sedan, Staubige Landstraße. Ziehende Hitze. Oberleutnant v. Sp., ein Schwabe, hat auf dem Marsche verdächtige Zivilisten ergriffen und verhört sie in der nächsten Mairie. Debot bringt der Maire dem Offizier ein Glas Wein, das dieser unbedacht auf einen Zug hinunterstürzt. Teufel, das war Gift! Ein höllisches Feuer in der Kehle und im Magen. Pistole heraus: „Kerl, was hast du mir vorgegespielt?“ — „Ah,

bedauerliches Versehen, aber kein Gift, nein, nur Essig.“ — „So-o? Masche her! Ganz richtig, Vinaigre de salade. Ob nicht doch Gift? Na, besser ist besser, warte, mein Freund, ein zweites Mal leinst du einen deutschen Offizier mit deinem Essig jedenfalls nicht mehr.“ Mit raschem Griff nimmt der Oberleutnant aus dem Wandschrank drei solide Wassergläser, recht nette Humpchen, füllt sie bis zum Rande mit dem köstlichen Essig, stellt sie vor den Maire, und der Einfachheit halber auch vor die beiden Inkulpanten. Darauf mit erhobener Pistole: „Ayez la bonté, messieurs! Un, deux, trois!“ Sechs tränende Augen heben sich flehend zum Himmel. Aber was half's? Wuppich, waren wie beim schönsten Bierjungen die schmerzlichen drei Gläser Essig hinuntergestürzt. Drei Indianer tanzten wie besessen im Zimmer umher und haben seitdem einen grimmen Haß auf alle Essigfabrikanten.“

**Die läble Rolle.** Ein Frankfurter Leser teilt folgende Beobachtung aus dem Kinder-

geschobenen Kisten eine preussische Kompanie, die in einem Wäldchen vorging. Wir umzingelten sie und eröffneten ein heftiges Feuer. In diesem Augenblicke stimmten sie die Marschallaise an. „Gahn in Ruh,“ kommandierte der Sergeant. „Wir schießen auf Franzosen.“ Alles glaubte an ein Mißverständnis. Aber kein Zweifel, es waren doch Soldaten des Kaisers in dem Wäldchen, die die Marschallaise sangen. Bis wir uns von unserer Ueberraschung erholten, waren die meisten Preußen entwischt; wir hatten aber doch einige getroffen und machten auch noch Gefangene.“

**Nicht unter hundert.** Als 10 Russen ohne Waffen zu einem Kavallerievorposten kamen, um sich zu ergeben, jagte sie dieser zurück mit den Worten: „Unter hundert nehmen wir nicht an!“ Die Russen liefen eiligst davon, kamen aber bald mit den gewünschten 100 Überläufern zurück!

**Befähigungsnachweis.** Theaterdirektor: „In dem neuen Stück werden Sie eine Treppe von dreißig Stufen hinuntergestoßen; werden Sie das auch machen können?“

— Schauspieler: „O, gewiß; ich habe ja früher Privatkundschaft als Weinreisender besucht.“

**Protest.** „Sei doch nicht so laut, Huber! Drüben am Nebentische hat eben ein Herr gerufen: Dem Schreimaul soll's man doch etwas Bildung beibringen!“ — „Was, wer hat gerufen? Den möcht' ich seh'n, der mir a Bildung beibracht!“

**Barie Andeutung.** Strolch (zum einsamen Spaziergänger): „Ach, lieber Herr, könnten Sie einem armen, alten Mann nicht ein bißchen mit was behilflich sein, der nichts sein eigen nennt als 'nen geladenen Revolver?“

**Bedenkliches Lob.** „Na, Frau Wibbeln, Sie seh'n doch so vergnügt aus!“ — „Ja, mein Sohn kommt heute 'raus!“ — „Wat, ich denke, dem haben sie vier Jahre aufgebrummt!“ — „Ja, aber wegen guter Führung hat er ein Jahr oeschenkt gekriegt!“ — „Ne, wirklich, Frau Wibbeln, auf so'n Sohn können Sie aber stolz sein!“

## Rätsel.

Auf dem Ersten möcht' ich wohnen,  
Auf dem Ersten ist es schön,  
Wo sich Fleiß und Arbeit lohnen,  
Wo die Stunden schnell vergehn.

Denn ich liebe stillen Frieden  
In der herrlichen Natur;  
Dort ist alles Glück beschieden,  
Ist der Mensch das Zweite nur.

Doppelt kann es der genießen,  
Dem das Ganze frei gehört!  
Denn will oft es mich verdrießen,  
Daß es mir nicht ward beschied.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Brief.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur E. Kellen, Bredeberg (Rühr). Gedruckt u. herausgegeben von Kredebeul & Aocnen, Ess'n (Rube).



Paris in Erwartung des deutschen Angriffs:  
Anlegen von Erdbefestigungen in einem Vorort.

leben Sachsenhausens mit: Auf einem kleinen Plätzchen sind fünf kleine Linksmainer im Alter von acht bis zehn Jahren beim Kriegsspiel mit dem Verteilen der Rollen beschäftigt.

„Ich bin der Deutsche,“ erklärt im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit stolz der Größte, und zum Nächstältesten, der schon an seiner Seite steht, gewandt: „Du bist der Oesterreicher.“

„Du bist der Franzos und du bist der Russe.“ Zwei resignierte lange Gesichter.

„Und du bist der Engländer.“ „Des leibt mer grad uff! Do werd mir draus! Ich hob vergange Woch erscht, wo mer Kämmer und Schandarm gespielt hawwe, den Raubmörder gemacht.“

**Die „Marschallaise“ als Kriegslist.** Mit welcher Kaltblütigkeit sich eine deutsche Kompanie der Gefangennahme entzog, erzählt ein verwundeter französischer Offizier im „Petit Parisien“: „Wer hätte das gedacht, daß unsere Gegner, die sich so schwer gegen Freiheit und Recht versündigen, sich eines Tages der begeisterten Strophen der Marschallaise bedienen! Freilich nur, um unsere tapferen Truppen zu täuschen. Wir waren bei Dombasle auf Vorposten, als uns plötzlich der Annarsch feindlicher Abteilungen gemeldet wurde. Ich ließ meine Kompanie sofort am Waldrand auschwärmen. Sehr bald entdeckten die vor-